



mit Einbruch der Dunkelheit fest gewöhnlich der von uns so bezeichnete „Abendregen“ des Feindes ein, d. h. ein wahnhaftes Feuer der feindlichen Infanterie und auch dann wieder der Artillerie, eine nutzlose Munitionsverschwendung, Erfolg wohl gleich Null. Sehr selten reagierten wir darauf. Aus des Nachts geht öfter solch Gewalle los. Bei uns herrscht die Ansicht vor, daß sie dann wohl Weisheit sehen und sich selbst Mut machen wollen, zu gleicher Zeit uns von einem etwaigen Nachalangriff abzuschrecken. Hier hatten sie es wohl hauptsächlich auf unsere Jugungsstärke abgesehen und um das Heranziehen von Munition, Essen usw. zu erschweren. Alles Ding muß aber mal ein Ende haben, und so dauerte diese Schießerei gewöhnlich eine halbe Stunde, wenn es länger andauert, mit kleinen Pausen auch 1—2 Stunden, aber selten. Wir warteten eben so lange und dann ging es los. An einem Abend, wo ich die Kuffsch hatte, mußten die Mädchen beim Ausstellen die Deckel wieder zu machen und schnell den Staubort wechseln, da wir Granatenfeuer erhielten; möglich, daß der Feind durch Spionage oder Unvorsichtigkeit unsererseits den Standort erkundet hatte. Am Abend vorher war der Fahrer unserer Kutsche am Aste verwundet worden. Dann die Artillerie im Dunkeln. Gleich am ersten Abend in dieser Stellung war mir folgendes passiert; ich hatte im Vertrauen auf ihre Kenntnis nicht jeden instruiert, sie hatten sich auch nicht gegenseitig verständigt, im Dunkeln nicht gesehen, und nun kamen sie an, einer mit zwei Broten für neun Mann, sonst 1/2, und ein Gefäß mit Essen, die beiden anderen jeder mit drei Gefäßen voll Kaffee, das Gewürze der anderen löst ihr Gesicht. Da mußte ich eben bei anderen Gruppen stehen gehen und konnte noch einen jeden zufriedinstellen. Es kamen auch Tage vor, wo es die Gefechtslage bedingte, daß nur zwei, auch einer, für die Gruppe hofen ging, dann mußte er mit dem Leibriemen versehen werden, und es ging auch. Zurückgekommen, geht auch das Brot vor sich, im Dunkeln natürlich und geräuschlos. Die erste Frage nach der Zurückkunft ist aber immer: „Habt Ihr Post mitgebracht?“ Dann die Ungeduld, bis es weitergefragt wurde: „Die Unteroffiziere zum Postempfang.“ Schnell zum Unterstand, wo gewöhnlich ein Zugführer bei einem Lichtstummel, sorgsam seine Vorgehänge, daß kein Lichtstrahl nach außen fällt, mit halblauter Stimme die Empfänger ausrief, wie eng gedrängt drum rum, ein jeder hält den Kopf so weit wie möglich ran, um die Namen zu verstehen. Dann zurück zur Gruppe und verteilt. Glücklich nun, vor noch einen Lichtstummel besitz und wenigstens flüchtig noch die Nachrichten von den Lieben zu Hause überlegen kann, ebenso die neuesten Zeitungsnachrichten, die schnell noch von Mund zu Mund weitergegeben werden. Dann wird, wer nicht Wache hat, in halb sitzender Stellung Schlaf gesucht, auch zusammengerollt wie ein Fasel, man gewöhnt sich dran. Ich hatte nach rechts und links ausgehört, hier kam der Kopf hinein, da die Hüfte; so konnte ich mich einigermaßen ausrichten. Wohlwollend mit Feldflasche, Patronenpatrone, Seitengewehr und Spaten sind natürlich hinderlich. Da das Essen meistens nur noch im halbwarmen Zustande ankam, versuchten wir, uns wenigstens am Tage ab und zu etwas Warmes zu machen. Aus der Grabenwand wird ein kleiner Herd ausgehoben, aus dem Dornenbesen altes Holz herausgeholt, und nun ging es los. Aber es ist nicht so einfach bei dem herrschenden Sturm und wenn das Holz feucht ist. Nur wer das Holz gut kleinschnitt, ordentlich putzte oder hintereinander mit der Feldmühle wecheln kann, erzielt was. Die allergrößte Hauptsache ist ein rauchschwaches Feuer. Ist es anders, dann dauert es gewöhnlich nicht lange, bis wir Visitenkarten von der feindlichen Artillerie erhalten. Auch ich machte diese Erfahrung, doch davon weiter unten.

Am Montag, den 9., spielte sich folgender halb komischer Vorgang ab. Die Franzosen machten sich etwas bemerkbar, was sie beachteten, war uns nicht ganz klar. Jedenfalls nahmen wir sie unter Feuer. Da wurde von links weiter gesagt: „Stopfen, die Franzosen wollen sich gefangen geben.“ Der Zugführer war gerade abwesend, ich übernahm das Kommando und befahl: „Kein Mann aus der Deckung gehen.“ Wir hatten doch bei Namstapel unsere Erfahrungen gemacht. Aus der Kompanie links von uns rannten aber eine Anzahl Leute vor, auch die Franzosen kamen an. Ich stand auf meinem Unterstand und beobachtete durchs Glas. Ich sehe, wie die Franzosen, die unserer Stellung am nächsten waren, unsere Leute nach den Gewehren fuhren, umgelehrt laden unsere Leute dasselbe, dann tauchten sie sich gegenseitig Zigarren und Zigaretten aus, rauchten sie sich an, schütteln sich die Hände und gestikulieren. Später erfuhr ich es dann, daß die Franzosen an dieser Stelle dachten, wir wollten uns ergeben! Während weiter links sich an zwei Dutzend Franzosen teilweise ergeben wollten und auch näher als Gefangene unserer Graben entlang kamen. Also hier konnten sie sich nicht verständigen. Wir gegenüber stehen zwei feindliche Offiziere wie teilnahmslos an die Dornenbesen geklebt. Der eine dreht sich nach hinten um und auf einmal rattert das feindliche Maschinengewehr. Die Leute alle zurück, ich weiß auch nicht, wie schnell ich in Deckung kam. Ein paar Verwundete hatte die Nachbarkompanie aber doch. Wir waren aber auch nicht faul, ich glaube nicht, daß die Franzosen besser abgefeuert haben.

Die Franzosen wurden jetzt merkwillich lebhafter und versuchten auch weiter vorzukommen, besonders versuchten sie den oben genannten Weidengraben als Stellung zu gewinnen. Wir konnten sie aber von einem unserer Laufgräben hindern. Es war für unsere Leute Sport geworden. 3—5 Mann verheddten sich in dem Laufgraben, sobald sich nun etwas zeigte, gab's was drauf. Als wir bei dem späteren Sturm in diesem Graben eine Atempause machten, sahen wir auch den Erfolg. Ich zählte fünf zerhobene Spaten, außerdem lagen wohl an 12—15 Feinde da, alle mit Kopfschüssen. Am 10. wurde dann der Sturmangriff befohlen. Seitengewehr aufgepflanzt, wie der Wind aus dem Graben heraus, rasendes Feuer, aber vorwärts. Bald ließ auch das Feuer nach, es waren nur ein paar Momente, wir nochmals hingeworfen und so sich was zeigte, hingehalten, dann wieder vorwärts. Wir konnten an den feindlichen Graben, ich sah nur einen Mann anlegen, da mocht es von uns, auch ich, und er sank zurück, während sich in der linken Ecke des feindlichen Grabens wohl an 30 Unverwundete zusammengedrängten und die Gewehre vorwarfen. Ein paar Leichtverwundete bringen sie nach hinten, wir weiter vor bis zum Gausestrand, weiter sollten wir nicht, und hier eingraben. Wo und zu sehen wir noch einen Flüchtenden, sie konnten aber nicht weit. Beim Eingraben bekommen wir wieder heftiges Feuer. Ein Schuß geht durch meine Brust, wird dadurch ein Querschlager, zerlegt im Tornister ein Paar Stimpfe und meinen Kopfschal und bleibt im Schürzband hängen. Ich spürte den Schlag, schaudernd den Tornister ab und gefühlt, war aber noch nicht. In strömendem Regen wurde weitergebuddelt, nur auf, daß wir tief genug waren, als wir wieder von der Artillerie unter Feuer genommen wurden. So war es auch am nächsten Tage, demzufolge bekamen wir, abends den Befehl, 200 Meter über die Chauffee wegzugehen, weil der Gausestrand mit seinen hohen Bäumen ein zu guter Haltepunkt für die Artillerie war. In dieser Stellung blieben wir bis zu unserer Ablösung am 15. Die letzten zwei Tage hatten wir noch viel feindliche Heberläufer. Mitten im Feuer kamen sie zu uns herüber. Wir sahen nicht gut aus, aber die machten doch einen zu erbarmungswürdigen Eindruck.

Täglich Sturm und Regen, auch wir feuerten oft nach Ablösung, es ging bald über unsere Kräfte. Hier hatten wir nach Verluste durch Artillerie. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren die Vortreiber möglich gewesen durch rasendes Feuer. Auch ich hatte mein Feuer ein paar Augenblicke nicht in Ordnung und ein paar Minuten später platt direkt über mir ein Schrapnell, zum Glück war ich gerade im Unterstand. Nun hörte ich eine Idee aus, mit der ich mich schon länger getragen hatte. Aus einem alten Kochgeschirr fabrizierte ich mir einen Ofen, und das Ding funktionierte vorzüglich, nur ein Stück Kohle hätte noch gefehlt, dann wäre er tadellos gewesen. Jetzt wurde feste gelacht. Aus einem Franzosen, einem Mann von 43 Jahren, ziemlich fortpant, der mir zu leid tat, konnte ich einen halben Feinschaber Bouillon anbieten. Er machte ein ordentlich verklärtes Gesicht. Wie atmeten wir auf, als unsere Ablösung kam. Jetzt sitzen wir hier in einem hässlichen

Bauernhaus und müssen uns, da Hauptfrage: noch wohl und munter, hoffentlich dießfalls ja.

Es blieb leider nicht so... Anfang Dezember kam Kollege Schwaben nach Rupland, wo ihn am 22. Dezember die feindliche Kugel ereilte. Nun ruht er auf russischer Erde.

### Der Wandsbecker Bote.

Nach dem heutigen Brauch, der den Staats- und Nationalverband gleichmäßig wäre Matthias Claudius, der heute vor 100 Jahren gestorben ist, kein deutscher, sondern ein dänischer Schriftsteller. Denn er war zeitlebens ein Untertan des Königs von Dänemark. Das Holsteiner Dorf, wo er am 15. August 1740 als Sohn eines protestantischen Pfarrers geboren ward, gehörte zu dem dänischen Herzogtum Plön und das Städtchen, in dem er den größten Teil seines Lebens verbrachte, Wandsbeck, gehörte, so nahe es bei Hamburg gelegen ist, zu Dänemark. Claudius mußte als geborener Greis 1818 nach aus Wandsbeck flüchten, weil die Heere der Preußen und Russen den Ort als Feindesgebiet bedrohten; der Dänenkönig stand auf der Seite Napoleons. In diesem Städtchen ist der Mann dann wohl gestorben, nachdem er als letzte Arbeit das Jahr 1814 mit einer fromm gerichteten Vorgespräch über die Sünde der Menschen, als die Ursache des Krieges, begriffen hatte.

Gleichwohl ist Matthias Claudius ein deutscher Journalist des 18. Jahrhunderts. Und wenn sein Gedächtnis auch heute nur ein paar Gedächtnis durch die Schul- und Liederbücher schleppen („Der Mond ist aufgegangen“, das durch Schuberts Musik verewigte „Der Tod und das Mädchen“, „Was einst ein Niese Goliath“, „Befängelt mit Laub den lieben, vollen Becher“, „Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen“), so ruht seine einstige Bedeutung in seiner vollstündigen Zeitungsarbeit. Der „Wandsbecker Bote“, ein viermal wöchentlich erscheinendes Blättchen, das er begründete und einige Jahre lang schrieb, trug seinen Namen durch deutsche Lande. Damals war er Vertreter einer freilich sehr gemäßigten Auffassung, die er in frischen, kurzen Glossen aller Art mit guter Laune, in volkstümlicher Sprache und Anknüpfung vorbrachte. Er gehörte zu jenen Volkschriftstellern, die ihre Aufgabe darin sehen, zum Volke herabzusehen, den „einfachen Mann“ möglichst einfach zu lassen. Claudius nennt sich selbst gelegentlich einen launigen Abenteurer — ein damals nicht eben gesellschaftlich angesehenes Handwerk. Er hatte bis zu seiner letzten Lebensperiode, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, niemals eine geistliche bürgerliche Stellung; er lebte sein behaglich eingeschränktes halb bürgerliches Dasein im Kreise einer reich wachsenden Familie von dem städtischen Ertrag seiner schriftstellerischen Vertriebsarbeit. Er war eine verkörperte Epifonie. Und wenn er in den letzten Jahren seines Daseins im Kreise einer reich wachsenden Familie von dem städtischen Ertrag seiner schriftstellerischen Vertriebsarbeit. Er war eine verkörperte Epifonie. Und wenn er in den letzten Jahren seines Daseins im Kreise einer reich wachsenden Familie von dem städtischen Ertrag seiner schriftstellerischen Vertriebsarbeit.

Die früheren Jahre des guten Matthias aber waren von heilerem Geiste erfüllt. Er hatte in Jena das übliche ungebundene und ergebnislose Studentenleben geführt. Dann kam er nach mancherlei Verdrängnissen nach Kopenhagen, das damals — in der Zeit des Königs Friedrich V. — der Inbegriff üppig glanzvoller, geistig und künstlerisch angeregter Daseins war. In der untergeordneten Stellung eines bedientenhalt behandelten Sekretärs eines Königen fand er Zutritt in den Kreis des ersten deutschen Dichters, der auch gesellschaftlichen Rana erwarb, Klopstock. Dann gewann er in Hamburg den Umgang Lessings. Der „Wandsbecker Bote“ erscheint. Als die Zeitung an den entscheidenden Abonnement eingest, wird Herder zum Retter. Er bringt Claudius 1776 als „Oberlandkommissarius“ des Präsidenten Karl v. Meier nach Darmstadt. Moser gehört zu jenen herrlich gewaltigen Volksbegleitern von geistiger Bedeutung und Energie, die am Ausgang des 18. Jahrhunderts auf dem Wege bürokratischer Zwangsmassnahmen die rohe Masse aufzuklären, Ackerbau, Handwerk, Handel und Manufaktur fördern wollten. Solche Aufklärungsarbeit unter den heftigen Bauern sollte Claudius leisten. Nach einem Jahr hatte die Herrlichkeit schon ein Ende. Er wurde — wegen Faulheit — entlassen. Seitdem blieb er in Wandsbeck. Die großen Führer der deutschen Literatur zogen sich von ihm zurück und widmeten ihm höchstens noch spöttische Worte. Sein bester Freund, der kraftvoll freibetende Volk, der Homer-Übersetzer, entzweite sich mit ihm. Dagegen gewann er die Freundschaft christlicher Philosophen und mystischer Schwärmer, Jacobis und Hamanns, denen er doch in seiner sehr einfachen geistigen Verfassung innerlich fremd blieb.

In seiner besten Zeit war Claudius ein beschreibender, aber edlicher Markthelfer im Dienste der geistigen Aufklärung und der politisch-sozialen Kritik; er schloß wahrhaft mit den selbigen freunden Bauern! Aber in sein in idyllisch tadelnden Kopfe waren früh die Keime vorbereitet, die ihn dann befähigten, zum Verräter seines „Wandsbecker Botens“ zu werden, dessen Namen der Gewandelte immer noch ausbeutete.

Heute ist das alles vergessen. Aber während Goethes tief ins All verlornte Wandsbecker, in ihrer strömenden Fülle, noch heute nicht Gemeingut des Volkes geworden sind, singen alle deutschen Kinder das schlichte Abendlied:

Der Mond ist aufgegangen,  
Die gold'nen Sternlein prangen  
Am Himmel hell und klar;  
Der Wald steht schwarz und schweiget,  
Und aus den Wäldern steigt  
Der weiße Nebel wunderbar.

Sie ist die Welt so stille  
Und in der Dämmerung Hülle  
So traumlich und so hold!  
Als eine stille Kammer,  
Wo ihr des Tages Jammer  
Verdrieffen und vergessen sollt!

Und weiß doch kaum jemand, daß es der alte launige Abenteurer, der „Wandsbecker Bote“, Matthias Claudius erjonnen.

### Kleines Feuilleton.

#### Eine Rettung Spittlers.

Die „Voss. Ztg.“ meldet: „Dr. Gustav Wyneken wollte in München über den Schweizer Dichter Karl Spitteler sprechen, der durch seine merkwürdige ostindische Rede in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Der Vortragsabend brachte aber, wie uns unser Korrespondent meldet, zunächst sehr heftige Zwischenfälle unter den Zuhörern. Man hatte der Vortragende die Anwesenheit begrüßt, so erlöste eine Stimme aus dem Hörerkreis: „Meine Herrschaften, ich frage Sie, ob Sie einen Vortrag über einen Mann hören wollen, der das deutsche Volk Wörder genannt hat?“ Diese Frage war von einem angesehenen Münchener Künstler gestellt. Die Antwort waren Beifall und Pfiften und dann folgten lebhaft Streitereien, an denen auch Frauen teilnahmen. Der Streit endete schließlich damit, daß die Protestler den Saal verließen.“  
Nun ist es interessant, daß Wenarius gerade im letzten Heft seines „Kunstwart“ schreibt:  
„Die Zurechtweisungen über Spittlers Vortrag, wie sind die zustande gekommen? Injektantentell verantw.: Th. Giese, Berlin, Druck u. Verlag: Vorwärts

Mein offener Brief an Spitteler, meine Ausführungen gegen ihn und auch der Hinweis auf die Mißverständnisse seiner Absichten sind schon zum Satz gegeben, da gehen mir weitere Zeitungsnummern mit Aufsätzen über seinen Vortrag zu. Heber seinen Vortrag? So tun sie nur. Kein Wort darin von dem hohen Lobe, das Spitteler dem Deutschstum zollt, kein Wort überhaupt von dem ganzen Gedankengange und den Absichten Spittlers, sondern ohne alle Erklärung des Zusammenhanges die Stellen, in denen er hinsichtlich Belgiens, Serbiens und der Entzerrung über die Hilfskräfte im Kriege eine abweichende Meinung kundgibt. Auf diese paar Stellen hin dann Bemerkungen wie: Spitteler habeine „der Ehrgeiz zu zeigen, sich neben Hobler und Dalcroze einen Platz zu sichern“, er „verleumde unedel“ usw. Dergleichen Spitteler sich weder mit einem Worte irgend-einer der Bemerkungen gegen Deutschland anschließt, die Godler, Dalcroze, Raeterlind usw. mit verdreht haben, noch seinerseits uns irgendwie verleumdet. Es dürfte nach diesem Anfang nicht wundern, wenn wir morgen zu lesen bekämen, Spitteler sei „undankbar“ gegen uns, und wir hätten auch den Dichter in ihm „weit überhöht“. Denn das entspräche nur einer Logik, die heute Anhänger findet.

Sie sind die Zurechtweisungen über Spittlers Vortrag zustande gekommen? Dem sollten wir doch nachgehen. Liegt hier irgendeine Gemeinheit oder eine Unantheit oder eine gutgläubige Unüberlegtheit desjenigen Literaten vor, der die ersten Nachrichten über den Vortrag nach Deutschland brachte? Hat ein Schemel auf unsere überreizte Empfindlichkeit spekuliert, um ihr ein Gerüst aus herausgekauften Pfeifenkörnern vorzusetzen? Wer den Vortrag Spittlers kennt, den er sich aus tiefer vaterländischer Sorge ganz und gar gegen das eigene Interesse abgerungen hat, was soll der angelegentlich solcher Berichte von jener Presse halten? Er muß doch annehmen, die Schriftsteller hätten ihrerseits Spittlers Vortrag auch gekannt und ließen solchen Lärm trotzdem durch! In Wahrheit haben sie ihn augenscheinlich nicht gekannt. Um so strenger sollte man leichtfertigen Berichterstattern klac machen, was Verantwortlichkeit bedeutet.“

### Die diluviale Vereisung Norddeutschlands.

Der jetzigen Erdperiode (dem Alluvium) geht unmittelbar die Eiszeit (das Diluvium) voraus. Während dieser Erdperiode war der größte Teil Europas und Nordamerikas von Inlandeis und Gletschern bedeckt. Für Europa nehmen die Geologen mehrere (bis zu sechs) Eiszeiten mit dazwischen liegenden Zwischenzeitaltern an. Es sind nun in letzter Zeit die Verweise für eine mehrfache Vereisung Norddeutschlands in diluviale Zeit mit großer Sorgfalt zusammengestellt worden. Daraus ergibt sich, daß vom Jütland durch Schleswig-Holstein, Nordhannover, Mecklenburg und die Mark bis Berlin, wahrscheinlich auch zum Räuming und bis Kottbus, eine gleichzeitige mächtige Folge an Torfen und anderen Süßwasserablagerungen mit eigenartigem Tier- und Pflanzenleben unter dem oberen Gletschermergel liegt. Diese Tiere und Pflanzen können am Inlandeisrande gelebt haben. Aber die mächtigen Verwitterungsböden können auch nicht in einem arktischen Klima entstanden sein. Es hat also eine Eisrandschwankung in jenen Gegenden stattgefunden, die sich zwischen dem 52. und 57. Breitengrade erstreckt hat. In der anderen Richtung reicht sie von den äußersten Grenzen Ostpreußens bis an den Rhein-Rarne-manal. In Schleswig-Holstein unterbrechen Salzwasser- und Süßwasserformationen die Eiszeitperioden. Außer diesen widerlegen noch eine Reihe von anderen Urjaden die Ansicht, nach der das Ältere Diluvium in Norddeutschland bis zu 800 Meter höher gelegen haben soll. Es muß vielmehr eine beträchtliche Senkung von Nordholland, Schleswig-Holstein und dem unteren Weichselthal stattgefunden haben. Diese Verwitterungserscheinungen gehen bis zu 20 Meter Tiefe hinab und werden von glazialen Schichten bedeckt. Die älteste Vereisung hat sich als die verbreitetste erwiesen. Die letzte Vereisung war im Süden und Westen geringer entwickelt, aber im Osten dafür um so mächtiger, so daß sie als Ganzes ihren Vorgängern nicht wesentlich nachgekommen haben kann. Diese neuesten Studien stellen also fest, daß in Norddeutschland drei Vereisungsperioden vorhanden waren, die durch zwei Zwischenzeitaltern unterbrochen worden sind.

### Tod oder Scheintod.

Die Furcht vor dem Scheintod und vor dem Lebendigbegrabenwerden scheint in manchen Volkserfahrungen ganz unabweisbar zu sein. Die natürlich ganz unbedingten Erzählungen über derartige Verfassungen tauchen immer wieder von neuem auf und geben der Furcht immer wieder neue Nahrung. Es mag daher an ein einfaches und ganz ungefähliches Mittel zur Prüfung, ob das Leben aus einem Körper schon verschwunden ist, erinnert werden. Kein Stoff kann von den Geweben des Körpers aufgenommen und weiter verbreitet werden, wenn nicht der Säftekreislauf in Tätigkeit ist. Man nehme an, der Stoff werde in das Bein gepumpt und einige Zeit darauf in den Geweben des Armes nachgewiesen, so muß er durch den Blutstrom dorthin geschafft sein; ist aber der Blutstrom vorhanden, so ist auch noch Leben in dem Körper. Eine Lösung von Fluorescein besitzt nun eine ungewöhnlich stark färbende Kraft, so daß ein einziges Gramm 45 000 Liter Wasser zu färben imstande ist, dabei ist es nicht im geringsten giftig. Wird etwas davon unter die Haut eines lebenden Menschen gepumpt, so zeigen schon nach zwei Minuten die Haut und besonders die Schleimhäute eine starke Färbung, und der Mensch hat das Aussehen, als ob er an akuter Gelbsucht litt. Die Gewebe des Auges nehmen eine hellgrüne Färbung an, die Pupille verschwindet und das Auge sieht aus, als ob ein prachtvoller Smaragd hineingelegt wäre. Die Tränen, der Speichel und der Urin sind sämtlich gefärbt, und ein Blutstropfen erzeugt in einem Glas Wasser eine helle grüne Färbung. In einer Stunde oder zwei sind alle diese Erscheinungen verschwunden, da dann das Fluorescein durch die Niere ausgeschieden ist.

### Notizen.

— Theaterchronik. Die „Volkshäuser“, Theater am Villowplatz, bringt am Sonnabend, den 23. Januar, als nächste Renanführung Ludwig Angengraders Bauernkomödie „Die Kreuzelschreiber“.  
— Die Arbeitervereinigungen der Humboldt-Akademie, die durch Anstalts, Diskussion, Vorführung von Lichtbildern und Vorträgen durch Museen ergänzt werden, behandeln im Lehrvierteljahr Januar—März 1915 folgende Themen: „Das Antlitz der Erde“, Dozent Dr. Gollisch, Georgenstr. 30/31, Montag 8—10 Uhr, Beginn: 25. Januar; „Das Deutsche Reich und seine Feinde“, Prof. Cauer, Rathaus, Saal 109, Eingang Jüdenstraße, III, Dienstag 8 bis 10 Uhr, Beginn 2. Februar; „Die deutschen Kolonien“, Dr. A. Eichhorn, Georgenstr. 30/31, Donnerstag 8—10 Uhr, Beginn 28. Januar; „Heberische über die praktische Rationalökonomie“, Dozent R. Schlich, Georgenstr. 30/31, Freitag 8—10 Uhr, Beginn 29. Januar. — Außerdem werden Vorträge durch das Museum für Meerestunde, das Chemische Museum und die Nationalgalerie veranstaltet. — Programme und Karten in den Konsumgenossenschaftsstellen, bei Lieg, in den Lesebibliothek, in den Lehrstätten vor der Vorlesung, im Hauptbureau, Kurfürstent. 100 I.  
— Die Ausstellung für Verwundeten- und Krankenfürsorge im Kriege“ im Reichstag wird wegen des großen Interesses, das sie in allen Kreisen Berlins erregt, noch bis zum 31. Januar geöffnet bleiben. — In der von der Ausstellungsgesellschaft veranstalteten Vortragsreihe spricht am Freitag, den 22. Januar, Dr. O. Ramlo über „Unsere Kriegstrankenflege in Belgien“; am Montag, den 25. Januar, Professor Kubler über „Wägel und nahrhafte Volksernährung während der Kriegszeit“; am Dienstag, den 26. Januar, Professor Dieck über „Jahreszeitliche Fürsorge im Kriege“; am Freitag, den 29. Januar, Professor Schwenning über „Bevölkerungsbewegung und Krieg“. Eintrittspreis 50 Pf.  
Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.